



Leseprobe aus: Thor, *Entscheide dich!*, ISBN 978-3-40774326-8

© 2011 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-40774326-8>

»Wofür würdest du dich entscheiden?«

Abbes Mund war meinem Gesicht so nahe, dass ich seinen warmen Atem spürte. Ich saß auf dem Fensterplatz und er am Gang. Vor dem Fenster glitt die Landschaft vorbei. Ein Wäldchen. Ein Acker. Ein Haus auf einem Hügel. Wieder ein Wäldchen. Jeden Tag, seitdem wir in die Oberstufe gekommen waren, dieselben alten Wäldchen, Äcker und Häuser, morgens in der einen Richtung, nachmittags in der anderen. Es änderte nichts, sich auf die gegenüberliegende Seite des Ganges zu setzen. Dort war es genauso.

»Nun mach schon, Jesper! Wofür würdest du dich entscheiden?«

Ich hörte auf, so zu tun, als wäre ich an der Landschaft interessiert, und drehte mich zu Abbe um. Ich wusste ja, dass er nicht eher Ruhe geben würde, bis ich ihm antwortete. Aber ich hatte irgendwie keine Kraft, nicht heute.

»Weiß nicht. Für keins von beidem.«

»Aber wenn du dich entscheiden müsstest? Wofür würdest du dich entscheiden?«

Ich tat so, als würde ich über die Frage nachdenken.
»Okay, ich würde lieber zu Fuß zum Nordpol gehen als zehn Jahre im Gefängnis sitzen.«

»Ich hab gewusst, dass du dich dafür entscheiden würdest. Du hast was gegen Eingesperrtsein.«

»Wenn du es schon gewusst hast, warum hast du dann gefragt?«

Er grinste. »Wenn du dich für die andere Möglichkeit entschieden hättest, dann hätte ich gewusst, dass mit dir was nicht stimmt.«

Das irritierte mich. Es passt mir nicht, wenn Leute mir erzählen, wie ich bin, nicht einmal, wenn es von Abbe kommt. Und noch weniger, wenn es meine Eltern sind oder einer der Lehrer. Was wissen die eigentlich von mir? Weiß man überhaupt etwas von einem anderen Menschen?

»Hör auf«, sagte ich und drehte mich wieder zum Fenster. Ohne Abbe anzusehen, spürte ich, dass sein Blick an mir hängen blieb. Ich wusste, wie er in diesem Moment aussah: Der Mund stand halb offen und seine Augen waren wie die eines traurigen Hundes.

Etwas ist sonderbar an Abbes Aussehen. Eigentlich ist alles normal, Nase, Augen, Mund, alles in Ordnung, aber es liegt an der Art, wie die Teile zusammengesetzt sind,

etwas stimmt nicht. Als ob alles ein wenig verrutscht wäre, zu eng oder zu weit voneinander entfernt. So hat er immer ausgesehen, schon als wir zusammen in die erste Klasse kamen, gleich nachdem er mit seinen Eltern in Onkel Hermanssons alte Bude eingezogen war. Doch zu der Zeit spielte das Aussehen keine Rolle, er wurde deswegen nicht gemobbt. Man kann nicht behaupten, dass er jetzt gemobbt wird, nicht direkt. Alle wissen, dass Abbe eigen ist, aber wir haben uns an ihn und seine nervigen Fragen gewöhnt.

Ich starrte weiter aus dem Fenster, und nach einer Weile merkte ich, dass Abbe aufgehört hatte, mich anzugucken. Er wandte sich dem Mittelgang zu. Auf der anderen Seite saß Robin und neben ihm Patrik. Sie fummelten an Patriks Handy herum.

»Robin«, sagte Abbe, »he, Robin!«

»Was is?«, fragte Robin, ohne den Blick vom Display zu nehmen.

»Wenn du dich entscheiden müsstest«, sagte Abbe, »nach Thailand zu schwimmen oder alle Bücher zu lesen, die es in der Schulbibliothek gibt, wofür würdest du dich entscheiden?«

»Man kann nicht nach Thailand schwimmen«, sagte Patrik. »Das ist zu weit. Und dann die Haie.«

»Wieso alle Bücher?«, sagte Robin. »Meinst du alle? Auch die Lexika? Und die Pferdebücher für Mädchen?«

»Alle«, sagte Abbe. »Von Anfang bis Ende.«

»Dann schon lieber nach Thailand schwimmen«, antwortete Robin ruhig.

»Dann fang am besten schon mal mit dem Training an«, sagte Patrik.

»Wieso, ich will das doch nicht wirklich tun«, sagte Robin.

Abbe holte sein schwarzes Notizbuch hervor und schrieb: Nach Thailand schwimmen oder alle Bücher der Schulbibliothek lesen. Darunter machte er einen kleinen Strich, wie man die Tage bis zu den Sommerferien zählt oder die Stimmen bei der Wahl zur Schülermitverwaltung.

»Und du?«, fragte er Patrik. »Wofür würdest du dich entscheiden?«

»Scheiß drauf«, sagte Patrik.

Emma, die vor Abbe saß, drehte sich um und sagte: »Du weißt doch, dass Patrik nicht lesen kann, Abbe. Er hat keine Wahl. Er muss sich von den Haien auffressen lassen. Möchte wissen, mit welchem Teil sie anfangen.«

Emma und Patrik waren in der Siebten fast das ganze Schuljahr zusammen gewesen. Dann war Patrik in ein Sommerlager gefahren und hatte ein Mädchen aus Uddevalla kennengelernt. Seitdem trietzte Emma ihn bei jeder Gelegenheit.

»Das kann man doch raten«, sagte Linn, Emmas beste Freundin. »Die nehmen den Teil, der am meisten vorragt.«

»Du meinst die Nase«, sagte Emma und dann lachten sie.

Patrik lachte nicht. Er sagte auch nichts, sondern fing an, wie wild auf seinem Handy herumzutippen, als würde er nichts anderes sehen oder hören. Irgendjemand in der Schule hatte gesagt, das Mädchen aus Uddevalla habe am Ende der Sommerferien Schluss mit ihm gemacht.

Abbe saß noch immer mit dem aufgeschlagenen Notizbuch und dem Stift in der Hand da.

»Patrik?«, sagte er. »Jetzt sag schon: Wofür würdest du dich entscheiden?«

Patrik holte mit dem Arm aus und traf Abbes Hand. Der Stift flog davon und fiel auf den Boden unter Emmas Platz.

»Halt's Maul, du Blödmann! Wenn du noch mal fragst, knall ich dir eine, kapiert?«, blaffte er.

»Ja, ja«, sagte Abbe und bückte sich nach dem Stift, aber Emma hatte ihn schon aufgehoben. Sie kniete sich auf ihren Sitz und ließ den Stift hinter der Lehne in der Luft baumeln, dass Abbe ihn nicht erreichen konnte.

»Hol ihn doch«, sagte sie. »Mach schon, Abbe, hol ihn!«

Abbe stand auf und versuchte, den Stift zu ergreifen. Genau in dem Augenblick ging der Bus in eine Kurve, Abbe verlor das Gleichgewicht und landete auf Annies Schoß, die auf der anderen Seite des Ganges saß.

Annie schaute von ihrem Buch auf und sagte: »Nun gib ihm doch den Stift, Emma!«

Abbe zwängte sich auf den leeren Platz neben Annie.

»Annie?«, sagte er. »Wenn du dich entscheiden müsstest, dass du entweder das Augenlicht verlierst oder nie mehr gehen kannst, wofür würdest du dich entscheiden?«

Das mit Annie muss ich näher erklären. Wenn man sich ein Mädchen vorstellt, das nur Einsen schreibt und auf der Busfahrt zur Schule und nach Hause ständig in ein Buch vertieft ist, könnte man meinen, man habe es mit einer langweiligen Streberin zu tun. Aber so ist Annie nicht. Sie ist auch besonders, aber anders als Abbe. Wenn man ein Diagramm von unserer Klasse zeichnen würde, so wie wir es gerade in Mathe durchführen, und wenn der aufwärtsweisende Pfeil den Beliebtheitsgrad der einzelnen Klassenkameraden anzeigen würde, dann würden Patrik, Robin, Emma und Linn ganz oben landen, ich läge irgendwo in der Mitte und Abbe ziemlich weit unten. Aber Annie würde überhaupt nicht auftauchen. Sie kommt gewissermaßen nicht vor auf der Skala. Sie ist eben Annie.

Annie hat ganz grüne Augen. So eine Augenfarbe habe ich noch nie bei jemand gesehen. Außerdem hat sie

Sommersprossen und rabenschwarze Haare. Früher waren sie hellbraun. Die Mädchen in der Klasse haben verrückt gespielt, als Annie in der Siebten nach den Osterferien mit den schwarzen Haaren auftauchte. Sie trägt auch häufig schwarze Klamotten und schräge Sachen wie gestreifte Strümpfe und lange, gehäkelte Schals. Niemals Rosa oder Gold oder Hellblau wie die anderen Mädchen und schon gar nicht solche ausgeschnittenen Tops mit Spaghettiträgern, die den Bauch frei lassen.

Annie strahlt eine Art besondere Kraft aus, sodass man sie anschauen muss, die einen aber gleichzeitig davon abhält, ihr allzu nahezukommen. Man könnte ja von einem magischen Strahl getroffen werden und verbrennen. So zu denken ist natürlich kindisch, denn Annie ist keine Elfenprinzessin, sondern ein ganz gewöhnliches Mädchen. Nein, ein ziemlich ungewöhnliches Mädchen und trotzdem normal.

Tatsache ist, dass alle Respekt vor ihr haben. Keiner der Jungen, nicht einmal Robin, würde auf die Idee kommen, sie zu betatschen, sie in den Hintern zu kneifen oder ihr an die Brust zu fassen. Übrigens hat sie keine besonders großen Brüste, jedenfalls nicht, wenn man sie mit denen von Emma oder Linn vergleicht.

Da Annie eben Annie ist, nahm sie Abbes Frage ernst. Sie runzelte die Augenbrauen und dachte eine Weile nach.

»Wenn man nicht gehen kann«, sagte sie, »kann man

auch nicht laufen. Und nicht tanzen oder Rad fahren. Das würde ich vermissen. Aber wenn man das Augenlicht verliert, kann man nicht lesen. Das würde ich noch schlimmer finden.«

»Es gibt Hörbücher«, sagte Abbe. »Die kann man auf einem MP3-Player anhören.«

»Ich weiß«, sagte Annie, »aber das ist nicht dasselbe. Übrigens kann man ja auch nicht rennen oder Rad fahren, wenn man blind ist. Ich entscheide mich doch lieber dafür, nicht gehen zu können.«

»Okay«, sagte Abbe. »Und du, Emma, wofür würdest du dich entscheiden?«

»Dass mir deine bekloppten Fragen erspart bleiben«, sagte Emma.

Im selben Augenblick hielt der Bus an Abbes und meiner Haltestelle, Emma bekam also, was sie wollte, jedenfalls für dieses Mal. Abbe stolperte aus dem Bus, in der einen Hand das Notizbuch und in der anderen den Rucksack. Ich folgte ihm mit seiner Jacke, die er auf dem Sitz vergessen hatte.

Abbe lässt dauernd überall was liegen und ich trage es ihm hinterher. Das ist mir gewissermaßen zur Gewohnheit geworden.

Wir bogen in den schmalen Weg zwischen den Steinmauern ein. Die letzten Brombeeren hingen überreif im Gestrüpp und einige Bäume bekamen schon gelbe Blätter.

»Annie«, sagte Abbe, »sie ist die Einzige in der Klasse, die nachdenkt. Außer dir und mir natürlich.«

»Vielleicht«, sagte ich.

Aus irgendeinem Grund hatte ich keine Lust, mit Abbe über Annie zu reden. Deswegen sagte ich es in einem Ton, der das Gespräch abwürgte, ungefähr so, wie wenn man einen Ball absichtlich ins eigene Netz schießt. Wir schwiegen bis zu der Abzweigung, die zu Abbes Haus hinaufführt. Ich gab ihm seine Jacke und ging das letzte Stück allein.

Zu Hause war keiner da. Lovisa war natürlich im Pferdestall wie üblich und Mama macht neuerdings die Tagesschicht im Pflegeheim. Früher, als Lovisa und ich noch klein waren, arbeitete sie mehrere Male in der Woche nachts und kümmerte sich tagsüber um uns. Mir ist unbegreiflich, wann sie jemals schlief. Und Papa kommt in dieser Jahreszeit nie vor sieben nach Hause, wenn überhaupt.

Ich legte Tarzan an die Leine und ging mit ihr hinaus. Im Wald ließ ich sie von der Leine, hob einen Stock auf, warf ihn und Tarzan schoss wie eine Rakete hinterher. Jeder Muskel unter ihrem glänzenden schwarzen Fell war in Bewegung, als sie mit dem Stock zurückkam. Sie schüttelte ihn, als glaubte sie, er wäre ein Tier. Dann legte sie sich ins Blaubeerreisig, rollte sich auf dem Rücken hin und her und schnaubte.

Ja, »sie« stimmt. Tarzan ist eine Hündin, ein schwar-

zer Labrador. Wie kann eine Hündin Tarzan heißen? Meine kleine Schwester Lovisa hatte auf dem Namen bestanden. Damals war sie erst fünf Jahre alt und hatte lange um einen Welpen gebettelt, der Tarzan heißen sollte. Ich weiß nicht, wie sie auf die Idee gekommen ist, wahrscheinlich hat sie irgendwas im Fernsehen gesehen. Als Papa schließlich mit einem Welpen nach Hause kam, half es nichts, dass Mama darauf hinwies, es sei ein Hundemädchen und Tarzan ein Jungename. Lovisa heulte in den höchsten Tönen und beharrte darauf, der Hund müsse Tarzan heißen.

Und warum auch nicht? Tarzan ist groß und stark und lieb. Ich finde, der Name passt gut zu ihr.

Als wir nach Hause kamen, fütterte ich die Hühner. Das kleine weiße sah noch schlimmer aus als üblich, große Stellen an seinem Körper waren nackt und rosa. Die anderen hacken nach ihm und jagen es vom Futternapf weg.

Abends regnete es, also blieb ich lieber drinnen und paukte für die Chemiewerkarbeit, die wir am nächsten Tag schreiben würden. Bis zu dem Kiosk, wo wir uns sonst abends treffen, sind es sechs Kilometer, und ich hatte keine Lust, bei Regen mit dem Fahrrad so weit zu fahren. Im Frühling, wenn ich ein Moped bekomme, wird das anders.